

in Deutschland ausmalen, wenn einmal durch entscheidende Einbrüche im deutschen Protestantismus Deutschlands Charakter als wenigstens traditionell christlicher Staat verloren gegangen ist.

Anderseits kann und soll das nicht verhindern, den Ursachen nachzuspüren und die Gründe aufzudecken, die zu all diesen Entwicklungen geführt haben. Das gehört einmal zum Begreifen der Zeit, und dann gibt es auch dem katholischen Volksteil wertvolle Winke für die eigene Einstellung im Ringen um Abwehr und Festigung. Gerade ein tieferer Einblick in die ausgesprochene oder unausgesprochene Kritik am Christentum der Zeit, die in den bisher mehr stimmungsmäßig geschilderten Strömungen liegt, kann zu einer heilsamen Gewissenserforschung und Reform für alle Bekenntnisse, das katholische nicht ausgenommen, führen, wovon ein folgender Beitrag handeln soll. Vielleicht, daß durch solche energische Besinnung erreicht wird, was einmal bei Bergmann durch die rauschenden Klänge der Siegeszuversicht wie leise Skepsis dringt (99): „Die lebendige Kardinalskirche und die tote oder sterbende Superintendentenkirche bestehen nach wie vor im Dritten Reich. Die schaulinische Ethik wird nach wie vor in germanischen Schulen gelehrt. Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit, ist noch eine Hoffnung, vielleicht nur ein Traum.“

Oder wie die „Vision“ des alldutschen Doms zu „Heldenaue“ verklängt (153):

„...Bis das wundersame Bild allmählich verblaßte und schließlich zerging im goldnen Rauch der Horizonte.

Als wäre alles nur ein Traum...“

Maske des Dämon

Von Erich Przywara S. J.

Die Zeit der lutherischen Reformation und katholischen Restauration war eine Zeit des „entsiegelten Abgrunds“ (Offb. 6): Krieg, Not, Tod, Erdbeben, bis die Hölle selber zu rasen schien, da die Menschheit Teufel und Besessene überall sah und im Kampf gegen sie selber einer angstgejagten Besessenheit der Grausamkeit verfiel. Dann schlug die Zeit der Hexenbrände jäh in die Zeit der Aufklärung um, wo derselben Menschheit dies alles so sehr entschwand, daß auch der lebendige Gott ihr entschwand, da nur noch die „Ideen“ der enzyklopädischen „Natur, Vernunft, Moral“ und der revolutionären „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ einen Himmel bildeten, der von einer utopisch „glücklichen Erde“ sich nicht unterschied. Aber die letzten Fanale der Hexenbrände düsterten doch noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, — und das beginnende 20. Jahrhundert zeigt bereits die ersten Spuren einer neuen Zeit des „entsiegelten Abgrunds“: Psychoanalyse und Individualpsychologie entstehen als der verzweifelte Versuch, der neurotischen Besessenheiten Herr zu werden, die der Erfolg der aufklärerischen Vernunftreligion sind. Die Aufklärung hat alles aufgeklärt, bis auch der Abgrund wieder klar ist. Von der lutherischen Heilsgewißheit zur descartesschen Selbstgewißheit (bis

in ihre Ausmündung in die Gegenwart) geht der verzweifelte Versuch der Menschheit, jener dämonischen Angst Herr zu werden, die den Begründer der Reformation, Luther, schüttelte. Dieser Versuch ist heute in die Philosophie Martin Heideggers geendet, für die eben diese Angst Wesen des Seins ward, weil das hoffnungslos absolute Nichts Urgrund des Seins ist. Dann aber kündigt sich in der Art, wie dieser Angst-Metaphysik Heideggers die Angst-Mystik der kleinen Blanche in Gertrud Le Forts „Letzter am Schafott“ gegenübersteht, auch die Erneuerung des Letzten, was die Zeit der lutherischen Reformation und katholischen Restauration kennzeichnet. Im Durchleiden dieser letzten Angst, die nicht mehr eigentlich „Angst vor...“ irgend etwas ist, sondern „Angst schlechthin“, — hierin gehen die großen Persönlichkeiten der lutherischen Reformation und katholischen Restauration noch einig: Luther, Bach auf der einen Seite, Ignatius von Loyola und Teresa von Avila auf der andern. Aber dann scheiden sich die Wege jäh. Der Weg Luthers und Bachs geht in eine „Bannung“ der Angst, der Weg Ignatius' von Loyola und Teresas von Avila in das bis zum letzten sich opfernde „Sinken“ in die Angst. Das Kennwort der Bannung heißt Heilsgewißheit, — aber eben darum ist diese Heilsgewißheit bei Luther vulkanisch die Eruptivität des „Lutherzorns“, und bei Bach wird das Leidenschaftliche der Not und des Dennoch herb und hart zur Starre der Meduse oder gar des Schemas. Es bleibt zuletzt im Schrei, — oder gerade die „Starre des Schema“ wandelt sich geheim zu „heiligem Dienst“ (wie in der „Kunst der Fuge“). So zeugt sie für das Kennwort des Sinkens: „Verfüge, wie du willst!“ (das „disponere“ als Grundwort bei Ignatius wie bei Teresa): in den bedingungslos furchtlosen Dienst (wie bei Ignatius), in die „tötende Süßigkeit“ der göttlichen Liebe (wie bei Teresa).

Angst ist das entscheidendste Doppeldeutige der geschöpflichen Existenz. An und für sich ist sie nach dem geheimnisvollen Wort des Philipperbriefes, wie Augustinus¹ und Newman² es deuten, die Weise, in der wir des Allwirkens Gottes inne werden: „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der in euch das Wollen und das Vollbringen wirkt nach Seinem Wohlgefallen“ (2, 13). In der „letzten Angst“ wissen wir um die Lebendigkeit der Souveränität der Göttlichen Majestät, und so ist es auch in einem wahren Sinn des Wortes „Angst vor Gott“. Aber dann entscheidet es sich, ob diese Angst wird eine „Angst weg von Gott“ oder eine „Angst in Gott hinein“. Das Urbild der ersten Angst ist der Dämon, der wie Gott sein will, um Gottes mächtig zu sein, und in dieser Macht vor Gott sicher: „die Teufel glauben und zittern“ (Jak. 2, 19). Das Urbild der zweiten Angst ist der Herr in Gethsemani, der vor dem Kelch des Vaters erbebt, aber in den Willen des Vaters hinein: „er fing an, sich zu ängsten und zu ekeln...: Vater, wenn Du willst, so nimm diesen Kelch hinweg von mir; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

¹ In Ps. 103, s. 4; 16 und In Ps. 142; 10.

² Parochial and Plain Sermons I 295 ff., V 13 ff.

In diesen Perspektiven beleuchtet sich eine Reihe von Werken, die in ihrer Gesamtheit dieses Wesen unserer Gegenwart künstlerisch aussprechen. Ihre innere Wahrheit bemißt sich daran, inwieweit sie der eben berührten Doppeldeutigkeit inne werden. Denn Blindheit gegen diese Doppeldeutigkeit ist selbst schon beginnendes Verfallen ans Dämonische. Es genügt nicht, das Dämonische zu sichten. Es kommt alles darauf an, die Masken des Dämon zu sehen.

Julien Green, auf den wir schon früher hinwiesen³, kreist schier ausschließlich um dieses Thema. Seinen eigentlichen Romanen geht eine religiöse Streitschrift voraus: „Contre les catholiques de France“, unter dem Decknamen Théophile Delaporte⁴. Er kämpft gegen die Art, in der vor allem der Klerus alles „verharmlose“ zu einer Weltlichkeit, die das Ganz-Andere und Erschreckende des Übernatürlichen überdeckt und verdeckt: „ich begriffe leichter einen Klerus, der in beständiger Entrückung weilt bei dem Gedanken an das, was er ist, an das, was er kann, als einen Klerus, wie wir ihn haben, das heißt fröhlich wie die andern Menschen, speisend wie sie, trinkend wie sie, endlich ihnen gleichend beinahe in allem. Ich begriffe leichter auch ein Volk, das erschreckt ist durch die Gegenwart des Klerus und ihn flieht, als ein Volk, das ihn familiär behandelt“ (S. 17). Ein solches „keine Unterschiede machen“ (indifférence) ist „von allen Mächten der Welt ... die furchtbarste. Der Himmel kann nichts gegen sie“ (nr. 37). Heilvoll ist nur, auf der einen Seite der restlose Unglaube, auf der andern Seite der immer neu „überraschte Glaube“ (une foi surprise, nr. 52). Der restlose Unglaube: weil er findet, „daß der Katholizismus absurd sei“ (nr. 51). Der immer neu überraschte Glaube: weil er einer „monstruösen Liebe“ (nr. 31) sich überantwortet weiß, die „sich auf unsere Liebe stürzt, sie an sich zieht, sie toll macht, und schlimmer als toll, sie stupid macht“ (nr. 32), „Einsamkeit um sie macht und die Stille in ihr, sie anzieht in einen verlassenenen und geheimen Ort“ (nr. 33). In besonderem Sinn ist darum die Hölle „ein ... Kennzeichen der göttlichen Liebe“. „Die Idee der Hölle ist vielleicht berauschender als die des Paradieses; sie zeigt uns unsere Seele in ihrem rechten Wert, sie läßt uns begreifen, daß ihre Fehler an übermenschliche Maße reichen“ (nr. 103).

Erst diese Schrift, die unheimlich doppelgesichtig zwischen Mystik des Kreuzes und Anbetung Satans schillert, macht das künstlerische Schaffen Greens verständlich. In „Christine“ (1924) ist die Einsamkeit und die Stille, von der das „Pamphlet contre les catholiques de France“ spricht, zu den „leeren“ (vides) und „weiten“ (spacieuses) Räumen eines puritanischen Hauses geworden. In Christine lebt gewiß ein Abglanz der Schönheit Gottes, aber „ich wünsche und fürchte zugleich diese Schönheit zu entdecken, die mich quälen und entzücken soll, und ich suche sie, aber es ist mit einer schmerzenden Unruhe und der geheimen Lust, sie nicht zu finden“ (231), — und Christine selbst versinkt in Angst und Stummheit. Im „Voyageur sur la terre“ (1925) ist die Einsamkeit und Stille be-

³ Diese Zeitschrift 122 (1931/32 I) 223 f.

⁴ Dijon 1924.

reits zum Unheimlichen der lastenden Nacht geworden, die zur Flucht treibt, unter einem dunkeln Zwang, der für einen Augenblick schwindet, da der Flüchtende „dem Besitz all dieser Sachen, jeder Hinneigung zur Erde, jeder Hoffnung auf Glück auf der Erde“ entsagt (76), — aber um ihn in die Wasser des Flusses zu treiben. Im „Léviathan“ (1926) spricht dieselbe Einsamkeit und Stille durch „das Meer, diesen Léviathan, der da auflauert“ (258), — und der stumme Passagier begegnet ihm mit dem Schweigen einer „schrecklichen Verzweiflung“ (257), bis er am Ende der Seefahrt tot umsinkt. In den „Clefs de la mort“ (1927) erzählt die Einsamkeit und Stille des verlassenen Hauses, wie der Kampf zwischen heimtückischer Gewalt und verzweifelter Gegenwehr sich löst, da ein unschuldiges Leben sich zum Opfer gibt⁵.

Die großen Romane Greens tilgen auch noch diese letzten Lichter aus, um der bis ins Letzte ausgeweglosen Hoffnungslosigkeit willen. Die vier Werke: „Adrienne Mesurat“ (1927), „Mont Cinère“ (1927), „Léviathan“ (1929), „Epaves“ (1932)⁶, sind auf dieses einzige Thema bis in die letzte Färbung der unerbittlich sachlichen und doch hypnotisch stimmungsschweren Sprache abgestimmt. Aber die „leere Stille“ schreitet in ihnen voran, bis die letzte Verlorenheit erreicht ist. In „Adrienne Mesurat“ bleibt wenigstens noch die reine Lichtigkeit ihrer Liebe zu Maurecourt, wenngleich alles sich verbündet, um mit Haß, Hohn, Schmutz, Verachtung diese Liebe zu töten, bis im Antlitz der in den Irrsinn Gehetzten „alle Menschlichkeit ausgetilgt“ ist (351). Aber in „Mont Cinère“ tobt der Konflikt, der schließlich das Haus in Flammen aufgehen läßt, nur mehr noch zwischen Menschen, die durch ihre Habgier sich gegenseitig ersticken. Und im „Léviathan“ öffnet sich mit einer Brutalität, wie es keine psychoanalytische Analyse rücksichtsloser könnte, der Abgrund des Sexus: Tyrannentum und Hörigkeit, bis die leise Hoffnung, die aus Angèles Leiden aufstieg, durch Frau Grosgeorge, den eigentlichen „Léviathan“, erlischt: „Es bedeutete wenig, daß es schwarz oder hell in diesem Zimmer ward, und daß das Herz des Menschen hart oder liebevoll war. Die Welt schwand hin wie ein böser Traum“ (345). Im „Treibgut“ endlich schließt sich gleichsam der Kreis wieder zum „Pamphlet contre les catholiques de France“: alle verzweifelten Wirren zwischen den Menschen, die durch das letzte Grauen gehen, münden zuletzt in die gleichmäßig rinnende Gewöhnlichkeit des Alltags. Sie werden nicht in den Tod erlöst, sondern in die graue Unterschiedslosigkeit verdammt. Denn, wie das „Pamphlet“ sagt, die „indifférence“ ist „von allen Mächten der Welt ... die furchtbarste“ (nr. 37).

Ein „übernatürlicher“ Katholizismus der „Torheit des Kreuzes“ also, — der ein Lebenswerk schafft, das so furchtbar wie wohl kaum eines der Weltliteratur das „letzte Nichts“ verkündet! Ein Glaube, dem man es ansieht, daß er von den geheimnisvollsten Heimsuchungen der göttlichen

⁵ Diese ersten Arbeiten Greens enthält die Sammlung: *Le voyageur sur la terre*, Paris 1930.

⁶ *Adrienne Mesurat*, Paris 1927; deutsch: Wien 1928, *Mont Cinère*, Paris 1927; deutsch: Wien 1928. *Léviathan*, Paris 1929; deutsch: Berlin 1930. *Epaves*, Paris 1932; *Treibgut*, Berlin 1933.

Liebe weiß, — der aber immer fanatischer nichts weiter zu künden hat als die letzte, stumpfe Verzweiflung! Eine Religiosität, die mit einer leidenschaftlichen Ausschließlichkeit Gottes einsetzt, — um ausschließlicher das Antlitz der Hölle zu enthüllen!

In den Fragen, die in diesen Gegensätzen sich bergen, schwingt die eine große Frage unserer Gegenwart: gesteigerte „Übernatürlichkeit“ — und dumpfere Verzweiflung. Calvinismus und Jansenismus scheinen wieder aufstanden und berückender und gefährlicher als ehemals.

In dem schon fast stieren Haß Greens gegen die „indifférence“ liegt die Antwort. Denn die heilige Gewöhnlichkeit einer grauen Unterschiedslosigkeit gerade ist es, die Gott, in Schöpfung und Erlösung, sich erwählt: daß die Demut der „Ackererde“ (*humilitas*) die Weise Seiner Erscheinung sei. Gewiß ist das Werk der Schöpfung bereits das Unerhörte der Selbstpreisgabe Gottes in eine Welt, die Ihm immer wieder neu widersteht. Und gewiß ist erst recht das Werk der Erlösung die Ausleerung Gottes (Phil. 2, 7: *ἐκένωσεν ἑαυτόν*), ausgeliefert zu sein den rasenden Dämonien Seiner erbsündigen Welt, bis zur Tötung und Verscharrung der Göttlichen Majestät. Aber gerade das, was für Green das Skandalum des Klerus ist, daß er lebe und esse und trinke wie alle andern Menschen, gerade das bezeichnet der menschengewordene Gott selbst als Sein Zeichen. „Dann ist der Menschensohn gekommen, und er ißt und trinkt“ (Matth. 11, 16), und eben derselbe Philipperbrief, der am rücksichtslosesten die „Torheit des Kreuzes“ kündigt, betont eben darum, an derselben Stelle, die grundsätzliche Verhülltheit dieses Geheimnisses in die „indifférence“ des Echt-Menschlichen: „erfunden wie ein Mensch“. Und darum hängt die Echtheit des Katholischen gerade an dieser Demut der heiligen Gewöhnlichkeit, — und darum ist „Maske Satans“ alles andere.

Ein deutscher, vielversprechender Dichter läßt dies in seinen Schöpfungen spüren: Wilhelm Kiefer⁷. „Auguste van Dorpe“ in einem kleinen, schlichten Menschenleben, „Peter von Hagenbach und die Verschwörung von Breisach“, im großen Rhythmus der Staaten-Schicksale bauen ein Weltbild, das überraschend verwandt zu dem Greens sich erweist, wenngleich in keiner Weise von ihm abhängig. Aber tiefer als die unheimliche Folgerichtigkeit eines abrollenden dunkeln Schicksals ist in ihnen die „Stille der Gewöhnlichkeit“: der Mensch, der sich als „Staub und Asche“ erkennt und darum sich nicht so wichtig zu nehmen vermag. Gewiß, nach dem Motto der „Adrienne Mesurat“, scheint, gerade im Leiden, eine unerhörte Unendlichkeit dem sonst endlichen Menschen eigen. Aber sie ist der Saum der Unendlichkeit Gottes, die den „Sperling“ des Evangeliums, mitten im Grauen der Angst, stiller in ihre Stille lockt.

Georges Bernanos⁸ scheint in den zwei großen Romanen „Unter der Sonne Satans“ und „Der Abtrünnige“ das Dunkel der Angst-Welt

⁷ Auguste van Dorpe. Zwei Novellen. Köln 1933.

⁸ *Sous le soleil de Satan*, Paris 1926. — *Die Sonne Satans*, Hellerau 1927. *L'importeur*, Paris 1927. *La joie*, Paris 1929 — *Der Abtrünnige*, Hellerau 1929. *Les amants de Verdun*, Paris 1927. *Madame d'Argent*, Paris 1928. *Noël à la maison de* Stimmen der Zeit. 126. 5.

Greens an und für sich weiterzuführen. Denn erstens gibt er ihr ausdrücklich den Namen des Satanischen und zweitens zielt gerade seine Kunst auf die Durchleuchtung der „Masken Satans“. Die Lebenswelt des Abbé Donissan im ersten Werk wie die Lebenswelt der Chantal im zweiten Werk steht von vornherein unter den anwachsenden Schatten, die den Zusammenbruch ankünden: den scheinbaren Sieg Satans. Ebenso hat die unheimlich scharfe Analyse des innern Lebens des Abbé Donissan im ersten Werk wie des Abbé Cénabre im zweiten Werk den Sinn, zu weisen, wie sowohl unter der heiligen Rücksichtslosigkeit wie unter einer tränierten Vernünftigkeit die Versuchungen Satans sich bergen. Unter dieser Rücksicht wird man nicht sagen können, daß Bernanos die Palme einseitig einem „übernatürlichen Radikalismus“ reiche. Über dem heiligen Abbé Donissan mit seiner zerbrechenden Gewalttätigkeit und dem heiligen Abbé Chevance mit seiner zusammensinkenden Hilflosigkeit steht das Madonnenbild der hl. Chantal mit der rührenden Unbewußtheit ihrer Gottgehörigkeit, — und vielleicht noch eindrucklicher tritt den Zerrissenheiten der Heiligkeit des Abbé Donissan die Kinder-Gottes-Fröhlichkeit des armen Steinbrechers entgegen.

Aber die Luft dieser Werke hat nichts von der fast grausam-kalten Sachlichkeit Greens. Es ist eine verwegene Fechterlust in ihnen, — deren tieferer Sinn deutlich wird, wenn man drei andere Werke desselben Dichters ihnen zur Seite stellt: „Les amants de Verdun“ (1927), „La grande peur des Bien-Pensants“ (1931) und „Noël à la maison de France“ (1930). „Magnifique aventure“ (12) und „vive l'honneur“ (14), tönt es soldatenkühn gerade aus dem „Noël à la maison de France“, und dieser Geist verwegenen Abenteuers und alter Kriegerehre ist es im Grunde, der in der „Sonne Satans“ und im „Abtrünnigen“ die Einseitigkeit einer rein satanischen Welt aufrichtet. Bernanos Werke sind durchaus das, womit die „Sonne Satans“ einsetzt, und was auch den tieferen Grund für das unheimliche Bild des ungläubigen Theologen im Abbé Cénabre ausmacht: Husaren-attaque auf den französischen „citoyen“, — auf die Rentner-Ruhe, zu der die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der großen Revolution entartet ist. Bernanos sucht sich der Angst zu erwehren, indem er ihr Weltbild teils in einen übermütigen „esprit“ taucht, teils zu einer Ritter- und Räuberlandschaft gestaltet, in der es „großartige Abenteuer“ gibt. Aber „esprit“ und „Abenteuer“ sind doch darum nur so funkelnd und waghalsig, weil sie die Angst übertäuben sollen. Und darum fallen sie immer wieder zurück in eine Überbietung der Grausigkeiten Greens: in jene unerträglichen Gespräche in der „Sonne Satans“, die schier völlig vergessen machen möchten, daß Christus im Tabernakel der Mittelpunkt der Welt ist. War es bei Green die Abneigung gegen die „heilige Gewöhnlichkeit“, die die Masken lüftete, so ist es bei Bernanos eine unausgesprochene, aber alles bestimmende Ablehnung der geduligen, stillen Liebe derselben „heiligen Gewöhnlichkeit“. Der „Haß gegen den Philister“ hat gewiß etwas köstlich

France, Paris 1930. La grande peur des Bien-Pensants, Paris 1931. Zur „Sonne Satans“ vgl. diese Zeitschrift 113 (1926/27 II) 161 ff.

Bubenhaftes und ist darum überaus geeignet, dumpfe Stubenluft zu vertreiben. Aber ebenso wahr ist, daß eine Liebe zum Außergewöhnlichen in besonderem Ausmaß Geist der Erbsünde sein kann, d. h. das „dem Allerhöchsten gleich sein wollen“ des Satans. Gerade vom Geist der Evangelien aus und von dem Geist her, der um die Stille des Tabernakels weht und ebenso der Geist des Rosenkranzes ist, liegt aller Akzent auf der grauen Verhülltheit des unmerklichen Wachsens. Und alle Feiertäglichkeit des großen Aufschwungs ist in dem Maß echt, als sie eingeht und untergeht in die Alltäglichkeit jener „petits riens“, von denen die kleine hl. Therese spricht, dieselbe Heilige, die wie kaum ein anderer das Grauen der letzten Angst gekannt hat.

Der ungeheure Aufstand, um den es in all diesen Dingen geht, hat seinen vielleicht unverhülltesten Ausdruck in den Werken von Walther Eidlitz⁹. Der Kampf zwischen Michael und Satan um den Leichnam des Moses ist der erschütternde Prolog: „Kampf im Zwiellicht.“ Das fürchterliche Zwiellicht zwischen Haß und Liebe zu Gott: „Des Gottes Augen sahen Moses an. Und Moses fühlte, wie er den liebte, in dessen Augen er sah. Und wie er doch beinahe den haßte, in dessen Augen er sah. Wie es in ihm taute und wie er wieder versteinte“ (54). Es ist die Frage der Schöpfung: hat Gottes Schöpferwirken und Erlösungswirken nichts anderes erreicht, als daß die Welt immer verzweifelter und gottloser ward? Das ist die Frage, die durch das eigentliche Romanwerk Eidlitz' brennt, von dem bisher zwei Teile vorliegen, „Zodiak“ und „Licht der Welt“. Eidlitz gestaltet die Gegenwart: der Osten, der mit einem doppelten Symbol in den Westen kommt: mit dem Ikon des hl. Michael und mit dem großen Propagandaflugzeug „Zodiak“ der militanten russischen Gottlosen. Gambo, das vertriebene Kind des Ostens, gerät mit dem Ikon des hl. Michael unter die Bemannung des „Zodiak“. Als dieser über New-York abstürzt, ist Gambo mit dem Ikon der einzig Gerettete. Im Amerika des höchsten Westlertums wird aber der Ikon für Gambo der Führer zu Christus. Mitten im Chaos steht die Stimme auf und ruft ihn. Gerade das Gegenüber der entfesselten Ozeane Ost und West wird zum Durchblick in die Unermeßlichkeiten des Herrn: „Ich glaube, ich muß erst den Mut haben, mich in die Weite des Christusmeeres hinauszuwagen, um zu erkennen, daß Christus lebt und daß er mich trägt“ (Das Licht der Welt, 271 f.).

Aber zwei eigentümliche Züge gehen durch diese Welt. Es ist auf der einen Seite ein Kampf zwischen Magnetismus des Geistes und Magnetismus der Maschine, der erste erscheinend als das Göttliche, der zweite als das Dämonische. Auf der andern Seite ist aber gerade der Mensch der aktive Mittelpunkt: für Moses ist es, „als ob das Sternen-All, als ob alle die schaffenden Sphärenreiche, alle die Engel, Erzengel und Urbeginne, alle die Gewalten, Mächte und Herrschaften, alle die Throne, Cherubim, Seraphim, als ob alle Gottheit in banger Erwartung auf ihn herabblickte, auf

⁹ Kampf im Zwiellicht, Berlin 1928. Zodiak, Berlin 1930. Das Licht der Welt, Berlin 1932.

des Menschen Tun“ (Kampf im Zwielficht, 53 f.). Die Antwort, die Eidlitz auf die Frage der Wirrnisse der Schöpfung gibt, ist damit ganz auf den Menschen zentriert, und Christus wird im Grunde die göttliche Fundierung dieser Mittelpunkt-Stellung. Bricht aber damit die alte Frage nicht noch verzweifelter aus der Antwort heraus? Sind nicht in der Geschichte der Menschheit wie des einzelnen Menschen die Zeiten des humanitären Ausgleichs immer nur der Durchgang des Pendels, der von links nach rechts oder von rechts nach links schwingt? Und ist es nicht ohne Grund, daß der Römerbrief über die Geschichte das ganz andere Wort schreibt: „So hat Gott alle dem trotzig ungläubigen Ungehorsam (*ἀπειθεία*) überlassen, um sich aller zu erbarmen“ (11, 32), — „überlassen“, wie der Vater im Gleichnis den verlorenen Sohn ruhig ziehen läßt? Größer als aller humanitäre Ausgleich ist die Verzweiflung des Trotzes, die aus der letzten Angst bricht. Aber unsagbar größer als diese Verzweiflung ist das Lächeln der Liebe des Vaters, der weiß, wie mitten in diesen Ausbrüchen tiefer das große Heimweh ausbricht und aufbricht, um als verlumpfter Bettler dem still harrenden Vater in die Arme zu sinken. Darauf blickt alle Schöpfung: auf das unerhörte Geheimnis des Lächelns der wartenden Liebe.

Auch der Flame Gerhard Walschan¹⁰ sieht in seinen Werken die Abgründigkeit der Welt. Die „Himmelfahrten“ zeichnen noch etwas mit leisem Humor die Realismen eines kleinen Dorfes. Aber in steigendem Maß enthüllen diese kleinen Geschichten doch dasselbe, was das Thema Greens ist: die furchtbare Ausweglosigkeit von Menschengeschicken, in der eine anfängliche Angst, gegen alle Sicherungen und Bannungen, sich bis ins Letzte erfüllt. Doch dann ist der Schluß von zwei Geschichten die einschneidendste Antwort. Als im „Barbier und Gastwirt Hans de Sute“ Bauer und Jefke in ihrer Verzweiflung aufeinander losfahren, bis sie tot umsinken, öffnet sich der Himmel: „Er und der Bauer sahen ihre widerwärtigen Leichen dort liegen, und noch im ersten Schreck rief der Bauer, ob das der Dank sei, den er bekäme. Jefke konnte nicht antworten vor Entsetzen und sah sich töricht an. Aber der Bauer gab es nicht auf und begann, ihn auszuschimpfen, ohne die vier Totenengel zu sehen, die hinter ihnen standen. Plötzlich sagte einer der vier: Kommet, fechtet das im Himmel aus. Kommt jetzt nur mit“ (59). Der Pfarrer aber, im „Pfarrer ohne Gemeinde“, der sich verzweifelt und verbittert abgeschlossen hatte, weil ihm „der Mesner schon so viel Schlechtes von gewissen Familien erzählt hatte, daß er zu sich selbst gesagt hatte: das sitzt da voller Ränke“ (13), muß im Himmel nun erleben, daß seine Gemeinde dort ist und ihn doch in ihrer Mitte haben will. „Der Pfarrer fiel beschämt auf seine Knie vor den Leuten, die er so verkannt hatte, und die ihn doch noch haben wollten“ (19).

„Die Sünde der Adelaïde“ spannt das alles in große, unerbittliche Linien. In allen drei, in denen das Unheimliche eines Geschlechter-Geschicks sich durchsetzt, Adelaïde, Erich, Karla, desillusioniert sich zuerst eine unwirk-

¹⁰ Himmelfahrten, Leipzig 1933, Jakob Hegner, M 4.80. Die Sünde der Adelaïde, ebd., M 6.50.

liche Frömmigkeit in den Taumel des Triebs, in die Hörigkeit unter Gewaltmenschen und dann in den Irrsinn oder das hinsiechende Verkommen. Aber indem Karla als Letzte des unglücklichen Geschlechts diesen Weg als Weg der stillen Sühne geht, hebt sich langsam das Dunkel. Als ihr Mann, der sie bis zum Äußersten erniedrigt hatte, stirbt, ist sein letztes Wort zu ihr: „Ich habe versucht, doch hochzukommen und reich zu werden, alles ist mißlungen.“ Er schließt die Augen und sagt: „Du hast es büßen müssen.“ Sie schließt ihm den Mund mit einem langen Kuß, und sie heuchelt nicht, wie sie ihm für alles dankt, denn die Saat mußte sterben“ (392 f.). Erst jetzt ist das Ende ein kleines irdisches Glück mit dem, der für Karla eigentlich bestimmt war, Heini: „So ist das Leben. Mutter hat es abgebußt und unser Glück erkaufte.... Karla eröffnet mit Heini den Tanz zwischen den Gemälden, auch denen Adeläides und Erichs“ (404). Taumel und Grauen und Verzweiflung und Erniedrigung sind nicht überwunden durch ekstatische Außerordentlichkeiten, sondern durch die kleine, unheroische Geduld. Und die Lösung ist nicht ein strahlender „Himmel auf Erden“, in den die „Hölle auf Erden“ umschlägt, sondern unscheinbar irdische Freude.

Was hierin zu unserem Thema gesagt ist, faßt die Legende Philipp de Pillicyns „Blaubart in Flandern“¹¹ mit unerhörter Stimmungskraft knapp in ein Symbol: der entlassene Landsknecht, den der Rausch von Blut und Gold von Mord zu Mord jagt, und hierin doch getragen von einer schluchzenden Sehnsucht nach dem „Eigentlichen“, bis die Fluten der Überschwemmung sein Schloß unterwühlen, er aber untergeht, indem er zum Schluß ein armes Kind zu retten sucht. „Die Augen gespannt nach dem Lichtfleck ruderte Blaubart weiter. Seine Arme waren naß vom Wasserstaub, der unter seinen Rudern aufsprühte, und große Schweißtropfen standen auf seinem Gesicht. Dann erlosch auf einmal das Licht. Und Blaubart ließ seine Arme auf seinen Knien ruhen; die Ruder schlugen an seine Brust und glitten dann ins Wasser. Zaudernd folgte das Boot dem abschwellenden, anflutenden Wasser; es dauerte lange, bis es Ebbe wurde. Und dann wandte sich das Boot langsam nach der großen Bresche im Deich, dicht neben dem riesigen Schatten des Schlosses. Und es wurde emporgehoben vom Strom, bis er es in sich aufnahm“ (199 f.). Die rasende Leidenschaft des Landsknechts, die nicht abreißende Kette seiner unglücklichen Opfer, das Auseinanderrinnen von allem, was der Landsknecht sich auf diesem Weg trotzig aufbauen wollte, die majestätische Melancholie seines Schlosses, das beständige Dräuen des tückischen Stromes, — all das überwindet sich durch eine kleine, letzte Tat der Liebe zum „emporgehoben“.

Es ist wie eine Wiederaufnahme des Gleichnisses, mit dem der Herr im Evangelium des hl. Matthäus seine Endzeitreden abschließt. Unerbittlich mündet, in diesen Reden, die Heilsgeschichte in eine wahre „Hölle auf Erden“, — und als einziger Trost, in den Endzeits-Gleichnissen, die

¹¹ Leipzig 1933, Jakob Hegner, M 5.80.

Mahnung zum Wachen und Warten in der Nacht, ohne daß man die Stunde weiß, wann der Herr, der Bräutigam, der König, der Hausvater kommt. Aber der Herr beschließt das Ganze mit dem Gleichnis vom Jüngsten Gericht: die Überwindung geschieht durch die kleinen Liebeswerke, die man den „Geringsten“ erweist. Nichts unerhört „radikal Übernatürliches“ steht hier, sondern etwas, was man als „selbstverständliche Anständigkeit“ oder „natürlich menschliche Güte“ bezeichnen möchte: Krankenbesuch, Gefangenenbesuch, Speise und Trank für Arme usw. Aber die Außerordentlichkeiten der „Endzeit“ sind eben dafür da, alles, auch das letzte, was noch groß und erhaben und heroisch und göttlich erscheint, alles, was „ostensio“ ist, wie die Vulgata übersetzt, d. h. ein „Sich-zeigen“, — alles dies zu demütigen in das „Scherflein der Witwe“ und den „Trunk Wasser“, den ein armer Mensch einem andern armen Menschen reicht. Hier ist keine „Maske Satans“ zu fürchten. Hier sind wir mit dem Menschensohn auf der Menschenerde, in der Stille und Milde der Demut Gottes zu Haus.

Astrologische Ansprüche

Von Anton E. Bergles S. J.

Die Astrologie erlebt seit Jahren eine Auferstehung. Nicht auf den Kathedern der Universitäten, in den Laboratorien der Hochschulforschung, sondern abseits der großen Straße der modernen Wissenschaft in privaten Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften. Aber sie entfaltet eine unheimliche Tätigkeit. In Berlin besteht eine Gesellschaft für astrologische Forschung, die nur Akademiker aufnimmt. Sie zählt zu ihren Anhängern eine Reihe hervorragender Vertreter der Wissenschaft, sogar Professoren der ersten deutschen Universitäten, so den Vitalisten Driesch, ferner Dacqué, Hellpach, Lessing, Verweyen¹.

Der Verbreitung astrologischer Ideen dient eine Reihe von Zeitschriften von allerdings recht ungleicher Höhe, und es ist auch in Buchform an astrologischer Literatur kein Mangel. Durch Vorträge, Zirkel und Lehrkurse werden die astrologischen Gedankengänge in die weitesten Schichten der Bevölkerung hinausgetragen. Die astrologischen Schriften berücksichtigen nicht nur das Privatleben, sie ziehen auch das öffentliche, soziale, wirtschaftliche, politische, religiöse und sittliche Leben in den Bereich ihres Wirkungskreises.

Mit welchem Recht beansprucht die Astrologie diese Stellung? Ist sie wirklich, wie viele begeisterte Anhänger meinen, die Königin der Wissenschaft? Oder ist sie ins Leben gerufen durch die Folgen eines unglücklichen Kriegsendes, durch Arbeitslosigkeit und das Bangen vor einer ungewissen Zukunft, vielleicht auch durch die Kulturübersättigung und den Materialismus der letzten Jahrzehnte?

Nach Frh. v. Klöckler ist Astrologie „die auf Erfahrung gegründete Lehre von den Beziehungen zwischen den Funktionen der Himmelskörper und

¹ Theologie und Glaube 1930, 157 ff.